

Herausgegeben von Horst Brandt,
Justus Fiedler, Hermann Fränkert-Fechter
und Ismail Tuncay

Wenn das Unfassbare eintritt

**Erste Hilfe für die Seele
in multikultureller und
multireligiöser Gesellschaft**

echter

Das Ende der Gemütlichkeit

Wolf R. Dombrowsky

Ende der Gemütlichkeit - das klingt wie eine Drohung - und so ist es auch gemeint. Wir sind bedroht, und allein diesen Gedanken zuzulassen, stört schon die Gemütlichkeit. Doch was bedroht unsere Gemütlichkeit real? Gehen wir beidem nach, schon um wechselseitiges Missverstehen zu vermeiden - vor allem wenn es um so urtypisch deutsche Begriffe geht wie Gemütlichkeit und **Angst**.¹

Beginnen wir mit „Gemütlichkeit“:² „Machen Sie es sich gemütlich!“ lautet der Lieblingssatz deutscher Gastlichkeit. Mit identitätspsychologischem Hintersinn versehen steckt darin der **Appell**, von gleichem Gemüte sein zu sollen, also eine Existenz- und deren Ausdrucksform mitzuvollziehen, wie sie dem Gastgeber eigen ist und dem Gaste dargebracht wird. Das scheint überall auf der Welt ziemlich ähnlich zu **sein**.³ Ich erinnere mich gut an meinen ersten USA-Aufenthalt vor beinahe 40 Jahren. Mit einem Austauschprogramm namens „Meet Americans at Home“ tauchte ich bei einer Anwaltsfamilie in Buffalo, N. Y., in den *American Way of Life* ein. Voller Stolz wurden mir dessen Errungenschaften gezeigt und die Erwartung gehegt, dass ich Hinterwäldler aus „Bremen *where?*“ in Staunen und Bewunderung ausbrähe. Ob wir in Old Germany schon Farbfernsehen hätten, wurde ich gefragt. Ja, der Lebensstil der Dortigen erschien ihnen selbst derart grandios, dass sie felsenfest glaubten, alles andere rangiere weit darunter und es gebe nur

1 Tatsächlich gelten „Gemütlichkeit“ wie „Angst“ als unübersetzbare Verständnisse; sie wurden deshalb einfach in verschiedene Sprachen übernommen. Bausinger, Hermann: Typisch deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen? München: Beck 2005.

2 Schmidt-Lauber, Brigitta: Gemütlichkeit - eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt a.M.: Campus 2003.

3 Ulrike und Peter Riemer gaben dazu einen einrucksvollen Sammelband heraus: Xenophobie, Philoxenie. Vom Umgang mit Fremden in der Antike. Stuttgart: Franz Steiner 2005.

einen einzigen Wunsch, nämlich so zu werden wie sie und all das haben zu **wollen**, was sie schon hatten. Für einen kurzen Moment stand ich in Gefahr, auf Konfrontation zu gehen und meinen Vorurteilen zu folgen: WIR haben das Fernsehen erfunden, lag mir auf der Zunge, doch schluckte ich es hinunter und verhielt mich, wie man es sich wünschte. Und siehe da, ich wurde unter die Fittiche genommen und allmählich eingeweiht in das, was hinter dem brüllenden Glanz dieses Way of Life lauert. Aus dem Hinterwäldler wurde der Pflegesohn, den man fürsorglich aufpäpelt und vor den **Gefahren**, die er nicht **kennt**, sogar beschützt.

Es hätte auch anders laufen können. Wer ist schon gern Depp und Hinterwäldler, der nichts, aber auch gar nichts zu bieten hat? Alfred Adler hat dies „Minderwertigkeitsgefühl“ genannt, das gemeine Gefühl, nichtswürdig zu **sein**.⁴ So wie ich durch Buffalo lief, laufen Millionen durch Deutschland, Hinterwäldler aus Hinterländern, die wir so wenig kennen wie zwei amerikanische Rechtsanwälte meine Heimat. Und seien wir ehrlich: Was hätte ich diesen beiden erfolgreichen und arri- vierten Mitgliedern der oberen Mittelschicht auch bieten können? Goethes Gedichte, Beethovens Sinfonien? (Und um auch umgekehrt ehrlich zu sein, Walt Whitmans oder William Carlos Williams Gedichte und John Alden Carpenters oder Aaron Coplands Sinfonien kannte ich damals **auch** noch nicht.) Den Mercedes jedenfalls fuhren sie schon und ein Hofbrauhaus hatte Buffalo auch. Wogegen also hätte ich aufmucken sollen, können? Im Grunde doch nur gegen mein aufkeimendes Minderwertigkeitsgefühl. WIR haben das Fernsehen erfunden hätte doch nur meinen sollen: IHR seid die eigentlichen Hinterwäldler, die kulturlosen Deppen, die nicht einmal wissen, wo Bremen auf der Landkarte liegt und wer die Braun'sche Röhre erfunden hat. Und was wäre herausgekommen? Gegenseitiges Niedermachen, um nicht niedrig zu

4 In seiner Schrift „Menschenkenntnis“ (1927, 1966 Fischer Taschenbuch, Frankfurt a. M.) widmet Alfred Adler der Entstehung dieses Gefühls im Kindesalter ein besonderes Kapitel wie auch dessen Kompensation durch Geltungsstreben. Gerade der kindlichen Entwicklung galt seine Aufmerksamkeit. Adler, Alfred: Das Leben gestalten. Vom Umgang mit Sorgenkindern. Frankfurt a. M.: Fischer Taschenbuch 1979 (New York 1930).

sein. Am Ende stünde Ablehnung, und wenn man nicht innehält, begönne gar Hass. So lugt im Gutgemeinten eines jeden Austauschs das Dialektikum des Bösen.

Das war es, was „Gast“, *ho xénos* auf Altgriechisch und *hospes* im Lateinischen, immer zugleich bedeutete: Fremdling *und* Feind sowie Gast und Freund. Jeder Fremde ist zuerst Risiko. Niemand weiß, was er im Schilde führt, als was er sich entpuppt, was er wirklich will. Das Risiko **muss** umhegt, **ritualisiert**, kalkulierbar gemacht werden, bis man sich einzuschätzen weiß und womöglich sogar Freund wird. Befreundung ist eine **Offerte**, für die in Vorleistung zu gehen ist, mittels der, wie Niklas Luhmann es nannte, Vorschussleistung „**Vertrauen**“.⁵ Man muss Befreundung für möglich halten, dafür etwas tun, damit das Fremde nicht befremdet oder gar anfeindet.

In Buffalo waren wir uns sehr fremd, aber nicht feindselig - und wir befreundeten uns. Dadurch blieben mir die meisten anderen, scheinbar realen Gefährdungen erspart, vor allem eben, weil wir uns wechselseitig die größte Gefährdung erspart hatten: Niedertracht und Ablehnung. Deswegen nahmen sich diese beiden Amerikaner meiner an und zeigten mir, wie ahnungslos ich Hinterwäldler in der mir fremden Kultur zu Anfang war. In meiner deutschen Unbedarftheit wäre ich durch No-go-Areas gelaufen, ohne sie zu erkennen, hätte mich mit Leuten eingelassen, für die ich leichte Beute gewesen wäre, und hätte Märchen weiter geglaubt, die sich nun in reale Erfahrungen wandelten. Man muss sich auskennen in Gesellschaft, vor **allem**, wenn sie nicht die eigene ist.

Kehren wir noch einmal zum Ausgangsbegriff zurück. Gemütlichkeit bezeichnet in unserem heutigen Verständnis ein verschränktes Doppelpertes - ein Habitat und ein darin vorherrschendes soziales Klima. Gemütlichkeit ist immer Gefühl *und* Ort, also eine spezifische **Umgebung**, in der man sich auf ebenso spezifische Weise fühlt, am liebsten natürlich *wohl*. Ruhe, Ausgeglichenheit, Geborgenheit, Konfliktfreiheit und Sorglosigkeit sind die meistgenannten Charakteristika. Man

5 Luhmann, Niklas: Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. Stuttgart: Enke 1968.

kann sie durchaus auch in einer Moschee, Synagoge oder Kirche finden, aber kaum im Sinne von Gemütlichkeit. Vom Ort her korreliert Gemütlichkeit am höchsten mit Wohnen, dem dauerhaften Aufenthaltsort, an dem man sich heimisch fühlt. Allerdings zeigt die historische Thematisierung dieses Gefühls bereits die zentrale Veränderung auf dem Weg zur bürgerlichen Gesellschaft. Dem „ganzen Haus“, dem Dominium in Antike und Feudalismus, gehörten Familie, Gesinde und Unfreie einfach an, abgestuft nach Rechts- und Besitzverhältnissen, während in der bürgerlichen Gesellschaft Zugehörigkeit zunehmend emotional reguliert wurde. Gemütlichkeit ist gefühlte Abstufung, ist eine soziale Differenzierung entlang „gleichen Gemütes“ oder, wie das 18. Jahrhundert es empfand, gemeinsamer Herzensangelegenheit. Das Biedermeier nahm diese gefühlige Nähe auf als Behagen: Was gemeinsam behagt, wird als Gemütlichkeit empfunden.

An dieser Stelle nun hoffe ich, dass das Bedrohliche aus dem historischen Blickwinkel noch besser erkennbar wird als aus meiner anekdotischen Perspektive: Es besteht im **Unbehaglichen**, in allem, was die Behaglichkeit der Gleichmütigen stört, also Bedrohung ist im Sinne von „anderen Gemütes“, fern der eigenen Herzensangelegenheiten.

Wenn man Bedrohung so sieht, besteht sie nicht mehr allein im fernen Fremden und Andersartigen, sondern zugleich auch in einem Gemüt, das zum Heimischfühlen nicht einlädt, und einem Herzen, das nichts Weiteres zu seiner Angelegenheit machen will. Ein beidseitiges Verhältnis mithin, das in Gefahr steht, nicht in vertrauende Vorleistung gehen und Feindseligkeit in Befreundung wandeln zu *wollen*.

Soziologen nennen dies Exklusion, Ausschluss - das Gegenteil von Zulassen, Willkommenheißen, Einschließen im Sinne von Einbeziehen. Was bleibt dann dem Fremden? Im harmlosesten Falle nur, sich einzuschließen im Eigenen, der Exklusion der neuen Fremde die Inklusion in sein mitgebrachtes „Gemüt“ entgegenzusetzen, Insulaner zu sein im Ozean des Befremdlichen. Bald heißt es „Parallelgesellschaft“ und sie führt, im schlimmsten Falle, zu wechselseitiger Ablehnung, letztlich zu Feindschaft. Beide Wege sind betoniert. Der Massivität der Exklusion steht die Borniertheit der ethnischen wie religiösen Inklusion gegenüber, wobei beides, Ethnie wie Glaube, nur die Kristallisationskerne

des Vertrauten sind, an denen gemeinschaftsstiftend angeknüpft werden kann.⁶ Am Anknüpfbaren krampft man sich fest bis zur Erstarrung und verteidigt es, weil es immer massiver als Einziges erscheint, das noch Gewähr und Identität verleiht.

Irving Janis untersuchte diese Prozesse der Zusammenhalts- und Identitätsbildung und prägte den **Begriffgroupthink**.⁷ Wenn jeder wie seine eigene Gruppe denkt und fühlt, ziehen alle an einem Strang, besteht höchste Übereinstimmung und ein äußerst starkes Zugehörigkeitsgefühl. Die Stärke der Gruppe verleiht zugleich individuelle Stärke, das gute Gefühl, aufgehoben und zugehörig zu sein. Ohne dieses Gefühl wäre keine (positive) Identität möglich. Die Stärke der Gruppe und die von ihr verliehene Identität müssen jedoch beständig genährt werden, durch Bekräftigung nach innen und Demonstration nach außen. Daran zeigt sich am ehesten die unangenehme Kehrseite der Medaille: Aus der Bekräftigung nach innen werden alsbald Isolation, Ritual und Dogma, aus der Demonstration nach außen werden Distanz, Intoleranz, Geringschätzung, Niedertracht. So funktionieren letztlich auch street gangs, Hooligans, Hell's Angels und manchmal sogar Staaten. Dann gibt es Arier und Untermenschen, Nigger, Juden, Schwule, Ungläubige und Hurensöhne und wie all die Exklusionsetiketten sonst noch heißen, mit denen ausgegrenzt und schließlich ausgemerzt werden darf bis hin zum Krieg gegen „Schurkenstaaten“.

Am schnellsten fällt der Exklusion ein Faktum zum Opfer, das Niklas Luhmann als „**Kontingenz**“ bezeichnete: die Möglichkeit, dass alles auch ganz anders sein kann.⁸ Der Fremde ist durch und durch kontin-

6 Letztlich beginnen hier „Rasse“ wie „Religion“ zu Ideologie zu verkommen. Thomas Scheffler schrieb dazu Nachdenkenswertes: Die Instrumentalisierung von Religion in gewaltsamen **Konflikten**, in: Feichtinger, Walter/Jurekovic, Predag (Hg.): Religiöser Extremismus vs. Internationale Friedensbemühungen. Wien: IFK 2008: 9-30.

7 Janis, Irving: Groupthink. Psychological Studies of Policy Decisions and Fiascoes. Columbia, SC: Wadsworth Publishing 1972.

8 Luhmann, Niklas: Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1987: 152. Letztlich kommt darin eine erkenntnistheoretische Position zum Ausdruck, die auf Beobachtung abstellt: Jeder Beobachter nimmt nicht ein, sondern sein Beobachtetes wahr und nimmt damit potenziell eine andere (eben kontingente) Position zur Welt ein als jeder andere. Kontingenz beruht somit auf Unter-

gent. Er kann Feind werden oder Freund oder irgendetwas zwischen allem. Man kann es nicht wissen. Und selbst das, was gerade ist, ist nur vorläufig so, eben so lange, bis es widerlegt oder zu etwas anderem wird.

Welch eine Zumutung. Wenn tatsächlich alles ganz anders sein kann, woran sollen wir uns dann **halten**, was glauben, wofür eintreten? Kontingenz ist so ziemlich das Unbehaglichste, was wir denken und fühlen können. Alles, was ich Ihnen hier sage, kann auch ganz anders sein. Ja, **klar!**, wird jetzt mancher denken, besonders bei Professoren ... Doch bleibt der Gag im Halse stecken, weil er das Argument unterstreicht. Lieber soll bei allen anderen alles ganz anders sein als bei einem selbst. So ballen wir uns umeinander, vereint in derselben Klarheit, denselben Werten und Normen, den gleichen Zielen, Destille der Gemütlichkeit, auf Dauer gestellte Nicht-Kontingenz. Man könnte es so ausdrücken: Gemütlichkeit ist das Gegenteil von Kontingenz: Alles soll so bleiben, wie es einem behagt. Vollendete Gemütlichkeit kann es folglich nur geben, wo nichts und niemand mehr das Behagen stört. Folglich könnte man sich seiner Gemütlichkeit nur sicher sein, wenn alles Unbehagliche - sprich: Kontingente, ein für **allemaal** ...

An den Stammtischen klingt es so. Dort bedeutet „Ende der Gemütlichkeit“ vor allem Schluss mit Kontingenzgefasel. Harter Kurs. Raus mit allen, die nicht behagen, zuerst die Kriminellen, dann die Arbeitsscheuen, dann die Arbeitslosen, dann die **Sozialhilfeempfänger**, dann vielleicht die Alten, Kranken, Ungelernten, nicht Deutsch Sprechenden, und dann, irgendwann, ist man schließlich selber dran ...

Spannend nur, dass nicht allein an den Stammtischen so geredet wird. Henryk M. Broder (Spiegel 10, 2010: 122ff.) schreibt so: Wer sich aufs Glatteis der Kontingenz begibt, biedert sich in feigem Appeasement an oder vollzieht bereits vorauseilende Kapitulation vor all jenen, die et-

scheidungen und Konstruktionen und führt zu „**emergenter** Ordnung“, also zu anfänglichen **Ad-hoc-Erklärungen** von Welt. Hermann Lübke zählt vor allem Religionen zu derartigen emergenten Ordnungen: **Kontingenzerfahrung** und Kontingenzbewältigung, in: Gerhart von **Graevenitz/Odo Marquard** (Hg.): Kontingenz. München 1998: 35-47.

was ganz anderes wollen als wir. Aber was sollen wir nach Broder wollen - und wichtiger noch: tun?

Damit sind Sie, sind wir alle hier gefragt und jeder von uns hat Antworten im Kopf. Ein Raum voller Kontingenz — und damit voller Ungemäßlichkeit. Es gibt Konferenzen, Runde Tische, Initiativen, Forschungs- und Modellprojekte. Alle stellen sich etwas vor, zumeist aber ganz anderes. Gibt es eine Lösung? Gar EINE Lösung? Natürlich nicht. *Das* haben Sie auch schon vorher gewusst, was die Sache aber nicht gemüthlicher macht. Allerdings gibt es auf einer ganz anderen Ebene eine Lösung und sie ist der Grund für die Überschrift meines Vortrags: Ende der Gemüthlichkeit.

Was wir gemeinsam tun können, nennen Psychologen *reframing*.⁹ Wir rahmen unsere Problemsicht neu. Was ich Ihnen bis jetzt entlang von Gemüthlichkeit transparent machen wollte, war, dass wir es mit einem ganz besonderen Typus von Problem zu tun haben. In der modernen Entscheidungstheorie werden sie *wickedproblems* genannt. *Wicked* bedeutet „verhext“, „übel“, „vertrackt“, weil es sich um unlösbare Probleme handelt. Ich kann unmöglich türkische „Gemüthlichkeit“ implantieren, ebenso wenig wie deutsche Gemüthlichkeit in die Türkei. Das amerikanische „*feelyourselfhome*“ hätte mich verhungern und verdursten lassen, wenn man mir nicht erklärt hätte, dass diese lässige Geste „*there's the fridge*“ buchstäblich bedeutet, sich so bedienen zu dürfen, als wäre es der eigene Kühlschrank.

Wickedproblems sind strukturell unlösbar, man kann sie nur in irgend etwas anderes transformieren, neu rahmen eben, in der Hoffnung, dass sie danach etwas weniger böse, übel und vertrackt sind. Mehr geht nicht.

Viele stellen sich jedoch „Integration“ so vor, als drehe man einen Mueselmanen in die Bundesrepublik wie eine Spax-Schraube in eine Rigipsplatte. Na dann, machen wir's uns gemüthlich ...

9 Ursprünglich ein psychotherapeutischer Ansatz, vgl. Bandler, Richard/Grinder, John: *Reframing. Ein ökologischer Ansatz in der Psychotherapie*. Paderborn: Junfermann 2005, der aber alsbald auf generelle Umorientierungen erweitert wurde.

Haben wir dagegen erst einmal akzeptiert, dass es für *wickedproblems* keine Lösung gibt, sondern nur eine Transformation, dann wird das Transformieren das Entscheidende. Wie kommen wir von einem bösen, üblen und vertrackten zu einem etwas weniger bösen, etwas weniger üblen und etwas weniger vertrackten Zustand?

Horst Brandt, der mich zu diesem Vortrag einlud und mir eine ganze Liste realer Probleme mit auf den Weg gab, die der „Lösung“ harren, formulierte alle Probleme im konventionellen Sinne als definierbare Bedingungen in einem kausalen Geflecht. Innerhalb dieses Kausalrahmens erscheinen die Probleme lösbar: Einbindung türkischer Ärzte in den Rettungsdienst, Gewinnung arabischer Jugendlicher für die freiwilligen Feuerwehren, Mitwirkung religiöser Schlüsselpersonen in der psychosozialen Notfallversorgung. Gräbt man dann allerdings tiefer, um all die Gründe und Hintergründe auszuloten, die erklären können, warum das alles bislang noch nicht gelungen ist, dann wird sichtbar, dass es sich in Wahrheit um *wicked problems* handelt, um unlösbare, nur transformierbare Zustände.

Ich möchte dazu Ihren Blick nach Schweden richten, weil das entfernte Reale zumeist erträglicher erscheint. In einer mehrjährigen vergleichenden Studie wurden die 16 Stadtteile Stockholms in Bezug auf Migration und abweichendes Verhalten untersucht (Stockholm Municipality Security Survey¹⁰) und es kam viel Ungemütliches heraus. Vieles davon wird Ihnen dennoch vertraut erscheinen.

Max Frisch galt und gilt auch in Schweden: Man rief Arbeitskräfte und es kamen Menschen. Allerdings Menschen, die, wie seinerzeit ich in den USA, Hinterwäldler waren, Kulturanalphabeten, und dies desto erschütternder, je analphabetischer sie im konventionellen Sinne waren. Ich sprach fließend Englisch. Von den Untersuchten der ersten

10 Ergebnisse finden sich Uggla, Ylva: Risk, uncertainty, and spatial distinction: A study of urban planning in Stockholm, *Theoretical and Empirical Research in Urban Management* 15, 6 (May), 2010: 48–59. Empirisch kamen vor allem Morphologische Methoden zum Einsatz, wie sie bevorzugt zur Bearbeitung von wicked problems angewandt werden. Dazu vor allem Ritchey, Tom: General Morphological Analysis. A general method of **non-quantified modelling**. Conference Paper, Brüssels 1998 (<http://www.swemorph.com/pdf/gma.pdf>).

Einwanderungsgeneration in Schweden waren 94% nicht in der Lage, sich ohne Hilfe verständlich zu machen. 76% fehlten hinreichende Kenntnisse der eigenen Sprache, so dass ihnen Schwedischlernen nicht oder nur mangelhaft gelang. Auch in der Bundesrepublik ist die Sprachbarriere das größte Hindernis. Wie aber bringt man Menschen dazu, eine Fremdsprache zu erlernen, wenn sie schon mit ihrer Muttersprache Probleme haben?

Das zweite Problem, das die schwedischen Untersuchungen zeigten, bestand in Geschlechterdifferenzen. Dabei geht es keineswegs nur um Mann und Frau, sondern vielmehr um die Art und Weise, wie Männlichkeit und Weiblichkeit ausgedrückt und sozial ausagiert werden. Dabei ergaben die schwedischen Studien die größten Überraschungen. So zeigte sich, dass das Männliche in drei Kombinationsvarianten ausgedrückt wird:

1. Macht, Prestige, Geld
2. Macht, Prestige, Territorium
3. **Macht**, Prestige, Sexualität

Das Verblüffende bestand in der absoluten Dominanz von Macht. Männer ohne Macht erscheinen in allen Zuwanderergruppen als verachtenswert, allerdings variieren die Mittel, durch die man „Macht“ gewinnt, sowie die davon abhängigen Formen, Macht ausdrücken zu können. Wer zu Geld kommt (auf legale wie illegale Weise), drückt dies durch demonstrativen Konsum aus: Uhren, Goldschmuck, Autos, Kleidung - sie verleihen sichtbares Prestige. Ganz anderes Prestige gewährt der „Besitz“ eines Territoriums. Es ist die Macht der Straße, des Schutzgeldes, der *gang*. Prestige verleihen *tattoos*, Verwundungen aus Kämpfen und Überfällen, Knastzeiten. Man hat Macht, weil man in seinem Kiez gefährlich ist. Die dritte Form von Macht resultiert aus massiver Körperlichkeit, gutem Aussehen, Attraktivität. Man(n) hat Charme, Ausstrahlung und konkrete sexuelle Anziehung, also auch Frauen im Sinne von sexueller Verfügbarkeit. Das Prestige ergibt sich aus der Menge und (durchaus auch finanziellen) Qualität von Beziehungen mit Frauen aus dem Gastland, doch gelten sie intern nichts. Insgesamt also geht es um Machterwerb, jedoch über sehr verschiede-

ne Mittel und daran gekoppelte Karrieren. Auch mit Territorien und Frauen lässt sich Geld erwerben und damit Macht, jedoch stehen dann häufig Karrieremuster samt zugehöriger Einschnitte im Wege, um „legal“ oder ohne Misstrauen und Feindseligkeit seine erworbene Macht ausdrücken zu können.

Indem man in Schweden in Erfahrung gebracht hatte, worum es den Zuwanderern im Kern ging, konnte man die Vertracktheit der Problemlagen erkennen und angemessen transformieren. Wer nach Macht (im Sinne maskuliner Verwirklichung nach Herkunftskultur) strebt, muss Inklusionsformen eröffnet bekommen, die „Macht“ versprechen und gewähren - und zwar auf eine erkennbare, also für die „In-Group“ der Zugewanderten akzeptable Weise. Dazu reichen die vielen gutgemeinten „Integrationskurse“, „Integrationshilfen“, „Integrationslotsen, -paten und -begleiter“ eben nicht.“ „Feuerwehr“ oder „Rettungsdienst“ stellen, zumindest in ihren aktuell bestehenden Formen, keinerlei erstrebenswerte Macht-Ressource dar. Durch beide kommt man weder zu Geld, Territorium oder Frauen, oder, um es der Sache angemessen auszudrücken, sie gewähren kein „funktionales Äquivalent“ für das, was die jugendlichen Zuwanderer der zweiten und dritten Generation zuvörderst suchen.

Was aber wäre, sofern es um Macht und Prestige geht, ein „funktionales Äquivalent“? Im Sinne eines *wicked problem* wäre bestenfalls ein Prozess denkbar, in dessen Verlauf eine Feuerwehr entsteht, die neben ihrer primären sachlichen Funktionalität auch eine sekundäre Gratifikation bietet, wie sie von Migranten nachgefragt wird. Im Kern bietet Feuerwehr, um bei ihr als Beispiel zu bleiben, von jeher sekundäre Gratifikation. Sie besteht ja nicht allein in „Kameradschaft“, sondern auch

11 Auf dem Internetportal „integrationslotsen.net“ finden sich zahlreiche „best practice“-Beispiele und Projekte (http://www.integrationslotsen.net/portal/o_projekte/index_html). Die Robert Bosch Stiftung förderte ein Evaluationsvorhaben zur Analyse von derartigen Projekten: **Huth**, Susanne unter Mitarbeit von Berit **Pöhl**l, Dr. **Jürgen** Schumacher und Duygu **Yücel**: Integrationslotsen: Modelle von Engagement und Integration - Erfahrungen und Umsetzungsstrategien. Frankfurt a. M.: INBAS Sozialforschung 2007 (http://www.integrationslotsen.net/portal/images/0709_Expertise_Integrationslotsen_SHuth.pdf).

in einem vorteilhaften sozialen Netzwerk, das Beziehungen stiftet, sozialen Aufstieg ermöglicht und beträchtliches Prestige verleiht, - aber eben Prestige (und auch reale Macht entlang von Rang und Politiknähe) nach den Bedingungen und Modalitäten der deutschen Kultur. Um dort Fuß zu fassen, reichte es zumindest für Migranten nicht, bloßes Feuerwehrmitglied zu werden.

Nehmen wir also an, wir ließen uns auf ein solches Experiment ein und wir entwickelten gemeinsam „funktionale Äquivalenzmodelle“, durch die die Migranten auch bekommen, was sie aus ihrer Sicht primär suchen. Dann begönne ein Transformationsprozess, durch den, wiederum nur exemplarisch, „Feuerwehr“ nicht mehr bleiben könnte, was sie derzeit ist. Sie wandelte sich ganz zwangsläufig zu einer neuen Mischung aus sachlicher Funktionalität und sozialer Gratifikation für *alle* Beteiligten. Gegenwärtig könnte niemand auch nur annähernd sagen, wie eine solche Feuerwehr aussähe.

Ließen wir uns auf derartige Experimente ein, ermöglichten wir sie gar voller Abenteuerlust, dann entstünde wirklich Integration im Sinne einer dialektischen Einbeziehung ineinander, nicht nur nebeneinander und schon gar nicht gegeneinander. Wie schwierig das ist, zeigen vor allem „Mischehen“, nicht erst heute, sondern mehr noch in der Vergangenheit.¹² In jedem Falle ginge dann eine Menge Gemütlichkeit im Sinne ausschließlich eigenen Gemütes verloren - und bewirkte massiven Identitätsverlust, sofern Identität bedeuten sollte, nichts anderes zuzulassen als sich selbst.

Was oder wer wir dann würden, wäre tatsächlich nicht vorhersehbar. Eine Transformation eben, ähnlich der Litbarskis, Borowskis und

12 Paradebeispiele waren die Ehe des Hamburger Kaufmanns Heinrich Ruete mit Sayyida Salme, Prinzessin von Oman und Sansibar, die ihrem Mann 1866 nach Hamburg folgte und ihre „Integrationserfahrungen“ veröffentlichte: Emily Ruete: *Memoiren einer arabischen Prinzessin*. Berlin: Friedrich Luckhardt 1886, sowie die zwischen August Sabac el Cher, einem nubischen „Mohrenkind“, das Prinz Albrecht von Preußen anlässlich eines Ägyptenbesuches vom osmanischen Vizekönig geschenkt bekommen hatte, mit der Berlinerin Anna Maria Jung (vgl. Pieken, Gorch/Kruse, Cornelia: *Preußisches Liebesglück - Eine deutsche Familie aus Afrika*. Berlin: Ullstein 2007).

Wittkowskis des Ruhrgebiets, eine in ein neues Gemüt, vielleicht in ein kosmokulturelles. Manchen macht das Angst.

Über sie hinweg kommen wir nur, wenn uns allen ein kosmokulturelles Gemüt als Verheißung und nicht als Bedrohung erscheint. Zur Verheißung könnte es werden, wenn wir auf archaisches Wissen zurückgreifen, dort vielleicht sogar am ehesten auf gemeinsame Wurzeln: auf Gastrecht und Ehre.

Unseren Vorfahren war das Gastrecht heilig und bei ihrer Ehre verbürgten sie sich dafür, dass dem Gast kein Haar gekrümmt wurde, genauso wie es dem Gast um seiner Ehre willen **gebührte**, sich der Gastfreundschaft als würdig zu erweisen. Vielleicht beginnen wir auf dieser Ebene und begegnen uns ehrwürdig und gastlich, um in Erfahrung zu bringen, wie wir miteinander andere werden.

Dass wir andere werden, ist ohnehin ausgemacht. Wir leben, auch wenn wir es nicht wollen, längst untereinander. Aber miteinander wird es nur gehen, wenn wir es wollen. Solange wir es nicht **wollen**, werden wir in Feindseligkeit und Niedertracht enden und das macht uns alle auf eine Weise anders, wie wir es um unserer selbst willen nicht wollen können.